Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 11 (1969)

Artikel: Zum Geburtstag des Fürstentums Liechtenstein

Autor: Meinherz, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555592

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum Geburtstag des Fürstentums Liechtenstein

Von *Paul Meinherz*

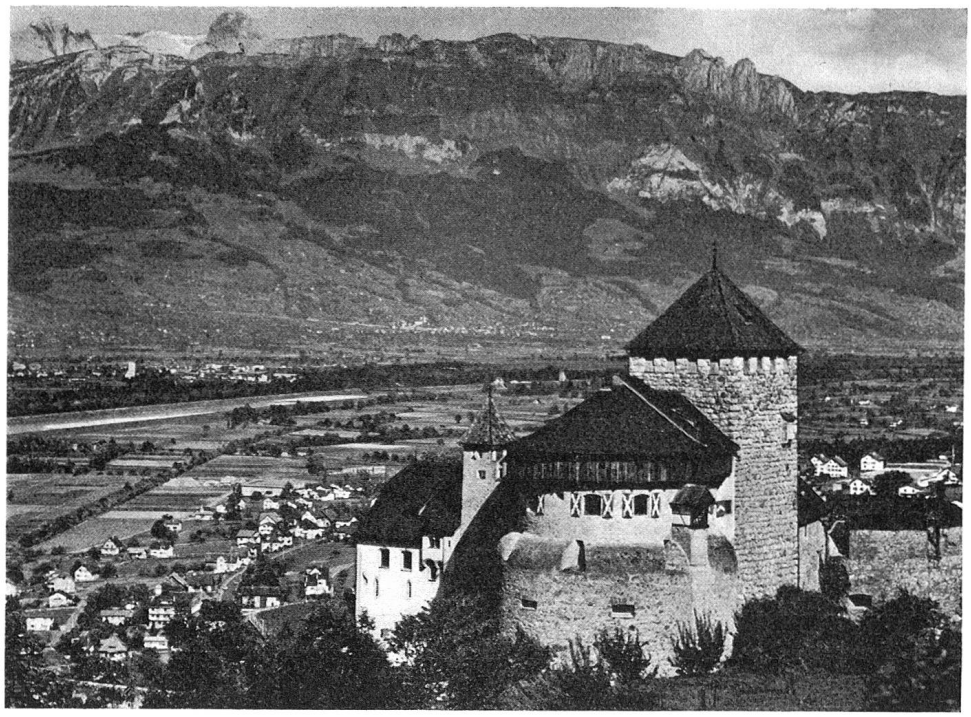
Vor 250 Jahren, am 23. Januar 1719, wurde das heutige Fürstentum Liechtenstein geboren. Mögen die gewählten Herren unserer demokratischen Regierungen seiner Durchlaucht, Fürst Franz Joseph II. von Liechtenstein, die dem Ereignis gebührenden Gratulationen überbringen, ich möchte hier unsern Nachbarn im Norden die Hand zum Glückwunsch reichen, Glückwünsche zu ihrem Vaterland, das sie sich, wenn auch im Schutze des ruhmvollen Geschlechtes der «Liechtensteine», in den letzten Jahrzehnten doch mehr und mehr selber gebaut haben. Es ist nur zum kleinsten Teil die historische Verwandtschaft, die mich dazu treibt. Diese liegt zu weit zurück, und ein abscheulicher Streit hat uns vor nun bald einem halben Jahrtausend getrennt; es gibt Bande, die stärker sind als die politischen Verhältnisse und dauerhafter als die Geschichte. Von ihnen sei vorerst die Rede, vom Gemeinsamen der Menschen rechts und links des Rheins unterhalb der Luziensteig.

Kaum wird es der junge Rhein begreifen, daß er im Augenblick, wo er scharf ums Ellhorn nach Nordosten biegt, auf einmal Grenze sein soll, Menschen trennen soll. Wo in der Welt bilden Wasserläufe Grenzen, wo halten Ströme die Völker auseinander? Ziehen sie nicht die Menschen von beiden Seiten an, versammeln die Menschen zum geistigen Austausch, zum Aufbau von Kulturen? Wir denken an die uralten Stromlandschaften der Welt, an den Euphrat und Tigris, den Nil und den Ganges. Auch aus dem Quellgebiet des Rheins wurde eine Landschaft, und in Mainz und Köln und den Niederlanden durfte auch er wieder Kulturräume schaffen. Daß er die Menschen zwischen Basel und der Pfalz trennen soll, hat bis heute weit mehr Streit verursacht als Anerkennung gefunden. Hier aber, in dem herrlichen Becken zwischen Fläscherberg und Bodensee trägt er die Schuld allein. Zwar nicht der Rhein, der heute zwischen mehr als zehn Meter hohen Dämmen sein Zickzackband nach dem Bodensee schlängelt, Dämme mit einem Fuß von vierzig Meter Breite und einem Kronenabstand von zweihundertsechzig Meter, sondern der Rhein, wie er sich am 25. September 1927 zum letztenmal zeigte.

An der Brücke Buchs–Schaan mochten sich die Wasser gestaut haben, oder vielleicht war eine Schwäche im Damm, jedenfalls brach er, verschwand auf einer Strecke von zweihundertfünfzig Meter, und wie im Sturm wurde die Ebene zwischen dem Rhein und der Bahnlinie Schaan–Schaanwald überflutet. Was nach Tagen und Wochen der Wassernot zurückblieb, war eine Wüste von Schutt und Sand und tiefen Wassergräben. Da war der Rhein wieder zur Rüfe geworden. Ist er doch im Grunde bei uns immer noch Wildbach geblieben, der mit seinem Geschiebe sein ganzes, breites Tal aufgefüllt hat, und einer Rüfe gleich reitet er heute noch auf dem Rücken eines riesig flachen Schuttkegels nach Norden in den Bodensee. Darum steigt man von beiden Talseiten zum Rhein hinauf, und die ganze Ebene liegt tiefer als das heutige Rheinbett.

Nicht der Rhein hat hier eine Grenze gezogen zwischen anwohnenden Menschen, sondern die Wüste drängte die Menschen an die wohnlichen Ränder. Von hier aus wurde mit vereinter Kraft der Wilde gezähmt, und seit einem halben Jahrhundert läge der Weg zu einem Kulturraum Rheintal auch hier frei. Das eigentliche Kulturland am Rhein jedenfalls ist ein Gemeinschaftswerk der Rheintaler, und die Hauptkulturen sind dieselben

Schloss Vaduz,
Ostansicht



rechts und links der Dämme: unübersehbare Maisfelder.

Es könnte in Galizien sein, im größten Maisgarten der alten Welt, oder gar in seiner subtropischen Heimat in Südamerika, auf die uns der peruanische Name mahiz verweist. Er wird sich kaum daran erinnern, nennt man ihn hier doch Türgga, Türkischer Weizen, wobei türkisch das Fremdsein bezeichnen wird, ähnlich seinem andern deutschen Namen, dem Welschkorn. Türggenfelder sind ein Zeugnis für das Klima, denn der Mais erträgt keine Temperaturen unter acht Grad, und wir staunen, daß er eine durchschnittliche Junitemperatur von neunzehn Grad wünscht. Darum wird er auch erst Ende Mai in die breiten Furchen gesteckt, und noch im Juni durchziehen nur lichte Reihen der zartgrünen Pflänzchen den dunklen, lockeren Ackergrund, der ihnen so sehr behagt, daß sie jetzt im Nu zu einem dichten, über zwei Meter hohen Fruchtwald emporschießen. Wenn aber spät im Herbst, oft erst im November, die schweren Kolben abgebrochen werden, dann wird der Mais selber zum Träger einer Kultur. Er führt die Menschen zusammen, Nachbarn und ganze Sippen. Das Ausschälen der Früchte aus den Lieschblättern, die sie ganz satt einhüllen, ist so sehr Gemeinschaftswerk, daß es kaum noch als Arbeit empfunden wird. Abends sitzt man dazu zusammen, oft bis gegen Mitternacht, und wo so gesellig gearbeitet wird, darf ein Trunk aus dem eigenen Keller nicht fehlen. Er darf sich in einem Maisland zeigen, denn wo der Mais gedeiht, fühlen auch die Reben sich wohl. Ihre Wünsche nach Trokkenheit sind fast dieselben, beide verlangen im Herbst den Föhn zur letzten Reife.

Den Bündnern aus der Herrschaft dürfen wir dies Lob des Liechtensteiner Weines nicht ersparen. Der fürstliche Bockwingert und der Weinberg des Roten Hauses sind wahre Musterweinberge, und die alten Umfassungsmauern kennzeichnen noch eigentliche Domänen, königliche oder hier eben fürstliche Gutsbetriebe als Vorbilder für die Weinbauern. Dennoch sind in den letzten Jahren viele Weinberge verschwunden, und die mit Reben bebaute Fläche mißt heute noch zwanzig Hektaren. Dies sind denn aber fast ausnahmslos richtige Weingärtlein, ge-

hegt und gepflegt mit dem Stolz und der Freude eines Liebhabers, denn die meisten Weinberge gehören nicht mehr den Landwirten; in ihnen werken Nichtlandwirte mit jener Freude und Liebe zur Arbeit, wie sie viele Menschen nur noch in ihrer Freizeitbeschäftigung finden. Immerhin sind die Erträge nicht völlig zu übersehen. In einem guten Herbst reifen etwa hunderttausend Liter Wein. Es ist ein ansprechender, lebendiger Rotwein mit einer köstlich mundenden Fülle, ein Blauburgunder, und man betrachtet auch hier diese Rebe als ein Geschenk des guten Herzogs Heinrich Rohan.

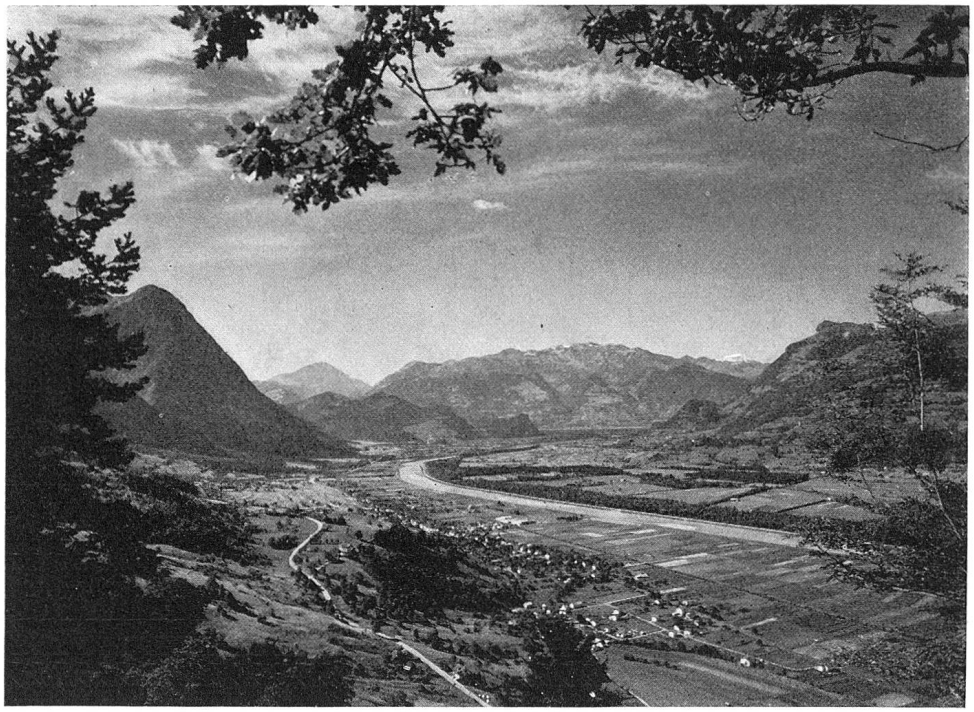
Man mag sich oft wundern, daß in der Schweiz Kulturräume ungehindert weit über sprachliche Grenzen hinausgreifen. Eine fremde Muttersprache entfremdet uns keine Menschen, und wenn wir die Umgangssprache wechseln müssen, so hat das mit einem Schritt ins Ausland gar nichts zu tun. Ausgenommen am Rhein. Hochdeutsch sprechen nur die Deutschen; ihnen gegenüber hat unsere Mundart sofort etwas Heimatliches, vielleicht sogar etwas Nationales. Dies gilt nicht gegenüber den Liechtensteinern. Die scharfe Sprachgrenze zwischen der Schweiz einerseits und Deutschland-Österreich andererseits verläßt mit der Liechtensteinischen Nordgrenze den Rhein. Wenn unser Ohr auch leicht klangliche Unterschiede zwischen der Mundart der Bündner Herrschaft und Liechtenstein feststellen kann, die Struktur der Sprache ist dieselbe, und die Unterschiede sind geringer als die zwischen der Herrschaft und dem Sarganserland. Gründe dafür lassen sich nur in der Geschichte finden, in der Geschichte, in der hundertfünfzig Jahre freundeidgenössischer Solidarität sonderbarerweise fast völlig bedeutungslos waren neben den sprachraumbildenden Kräften, die bis zu zweitausend Jahre zurückliegen. In unserer alten Geschichte aber finden wir geradezu Musterbeispiele für besonders enge Zusammenhänge zwischen der allgemeinen Geschichte und der Sprachgeschichte.

Als im Jahre 15 v. Chr. Kaiser Augustus beschloß, Rätien zu erobern und seine beiden Stiefsöhne mit ihren Soldaten nach Norden schickte, wurde Rätien eine kaiserliche Provinz. Mit der römischen Verwaltung wurde das Latein Amts-, Schrift- und Verkehrssprache, und die Rätier mußten wohl oder übel die neue Sprache irgendwie lernen. Nun sprach man auch im Rheintal romanisch.

Mit dem Zusammenbruch des Römerreiches setzten sich die Alemannen und Burgunder im heutigen Schweizergebiet fest, zunächst unter Ausschluß des Bodenseegebietes, dann aber drängten sie die romanische Bevölkerung zurück bis auf eine Linie Walensee–Hirschensprung, im Rheintal also ungefähr bis an die Liechtensteinische Nordgrenze. Fünfzig Jahre später wurden im Bodenseegebiet auch jene Alemannen angesiedelt, die, von Chlodwig geschlagen, bei Theodorich dem Großen Schutz suchten. Der Einfluß der Alemannen wurde hier beherrschend, südlich des Hirschensprunges blieben Sprache und Ordnung romanisch. Dies entnimmt man dem Diplom Karls des Großen von 773, in dem er den Rätiern erlaubt, nach alten Gesetzen und Gewohnheiten zu leben. Mit der Zuwendung Rätiens zum Erzbistum Mainz, wahrscheinlich 843, und der Unterstellung unter die Herzöge von Schwaben setzte eine friedliche Germanisierung ein, die rechts des Rheins weit weniger von der alemannischen Schweiz als von den schwäbischen Herren beeinflußt wurde. Die Gleichheit der Sprache im rechtsufrigen Rheintal von Chur bis Schaanwald hat ihren Grund darin, daß die auf gleiche Weise entstandene Mundart ohne äußere Einflüsse sich ruhig entwickeln konnte. Aber nicht alle Liechtensteiner wohnen am Rhein, und die Leute am Triesenberg sprechen ganz anders als in Vaduz. Auch hier begegnet der Bündner Sprachforscher vertrauten Erscheinungen. Am Triesenberg leben Walser, und die Kolonie bildet mit ihren Maiensäßen im Valorsch, Saminatal und Malbun die Brücke zum Großen und Kleinen Walsertal im Vorarlberg.

Wenden wir uns aber nun dem eigentlichen Geburtstag zu. Liechtensteins Geburtsschein

Blick ins obere Rheintal



ist eine Urkunde, die im Abdruck volle achtzehn Seiten umfaßt. «Wür Carl der Sechste von Gottes Gnaden Erwöleter Römischer Kayser bekhennen öffentlich mit disem Brief demnach wir dem hochgeborenen Fürsten und Liebden getreuen Anton Florian Regierern des Hauses von Liechtenstein ... die von deroselben an sich erkaufte ReichsGrafschaften Vaduz und Schellenberg ... in ein unmittelbares Reichs-Fürstentum unter heutigem dato gnädigst erhoben und Schloß und Markt Vadutz mit Veränderung ihres vorigen Namens mit dem Namen Liechtenstein begnadet haben. Wir geben auch Sr. Liebden hiemit unsere vollkommene Macht und Gewaldt, daß Sie an unserer statt und in unserem Namen die Personen, so Sie dazu tauglich und geschickt achten zu Notarien, öffentlichen Schreibern und Richtern creiren und machen sollen also daß dieselben durch das ganze Röm. Reich für solche gehalten werden.» Ferner konnten sie «in allen Facultäten, als der heiligen Schrift oder Rechten und Arzney doctores und Licentiaten, auch der freyen Künste Magistros, Baccalaureos und Poetats laureatos creiren.» Das Markt- und Münzrecht gehörte dazu und die Freiheit, Schlösser zu bauen und viele andere Privilegien, kurz alle rechtlichen Grundlagen zu einem selbständigen Staate im Rahmen des Heiligen Römischen Reiches.

Wie kommt dieses gute Dutzend kleiner Gemeinden weitab vom kaiserlichen Thron in Wien zu soviel Ehre? Als Schweizer müssen wir umdenken; sie galt allein dem Fürsten, nicht dem Volk, einem Fürsten, den die Leute im Rheintal kaum gesehen hatten, den sie aber am Geburtstag des Landes als ihren eigentlichen Vater zu ehren wissen.

Das Haus Liechtenstein aus Mödlingen, südlich von Wien, stammend, spielte in der Geschichte der Erzherzöge von Österreich und der deutschen Kaiser eine gewichtige Rolle. Männer dieses Geschlechtes kämpften schon am Marchfeld und standen in fast allen großen Waffengängen der Österreicher an hohen, sogar an obersten Kommandostellen, amteten als Landeshauptmann in Mähren, Statthalter von Böhmen oder nahmen als Obersthofmeister die höchste Stelle ein, die der Kaiser vergeben konnte. Ihrem Range gemäß legten die Fürsten zum Zwecke der Repräsen-

tation die Liechtensteinische Gemäldegalerie in Wien an, die bald zu einer der bedeutendsten Privatgalerien anwuchs.

Ihre Dienste wurden kaiserlich belohnt. Macht und Einfluß am Hof wuchsen von Generation zu Generation. Wer weiß, wo sie standen, als die Gesandten der drei Länder am See um die Anerkennung ihrer Freiheitsbriefe baten. Allerdings hätten keine nachbarlichen Beziehungen zu den Eidgenossen sie veranlassen können, ein gutes Wort beim Kaiser einzulegen, denn das kleine Ländchen am Rhein wurde erst ganz spät vom mächtigen Hause Liechtenstein erworben. Seine Länder lagen in Niederösterreich, in Böhmen und Mähren; dort gehörten ihm Schlösser und Burgen in fast unübersehbarer Zahl; dort baute es Kirchen und Kapellen, Spitäler, Schulen und Waisenhäuser. Der Glanz der Wohltäter umstrahlt das Haus. Wie unermeßlich müssen die Reichtümer sein, wenn Fürst Johannes der Gute während seiner Regierungszeit über fünfundsiebzig Millionen Franken für soziale Werke spenden konnte!

Nur eines fehlte diesem prächtigen Hause: ein Sitz im Reichsfürstenkollegium. Nirgends unter den ausgedehnten Ländereien fand sich ein reichsunmittelbarer Besitz von genügender Ausdehnung, über den das Haus diese letzte Stufe kaiserlicher Ehren hätte ersteigen können. Endlich zeigte sich eine Möglichkeit. Weitab von den liechtensteinischen Herrschaften hatten die Nöte des Dreißigjährigen Krieges die Grafen von Hohenems so tief in Schulden geführt, daß ein kaiserlicher Kommissär keinen anderen Ausweg mehr sah, die Gläubiger zu befriedigen, als die Herrschaften Schellenberg und Vaduz zu verkaufen. Ferdinand, Fürst von Schwarzenberg, und Karl Friedrich, Graf von Waldstein, zeigten als erste ihren Kaufwillen. Aber als Johann Adam Andreas von Liechtenstein, der reiche Hans Adam genannt, den Betrag von 115 000 Gulden rheinisch bot, schwanden ihre Aussichten, die Grafschaft Schellenberg wurde liechtensteinisch.

Der erste Schritt war gelungen, doch reichte er noch nicht einmal zu einem Sitz im schwäbischen Kreise, über den der Weg in den Reichstag führte. Nun setzte Fürst Adam seinen Reichtum ein. Er bot 250 000 Gulden zinslos als Darlehen an, um die noch fehlenden fürstenmäßigen Güter zu ersetzen. Zwar äußerte der Kreistag zu Ulm ernsthafte Bedenken gegen diesen Handel, doch er befand sich in Geldverlegenheit und fand dann, daß dem Hause der Fürstenstand schon sehr lange zukomme und nahm das Geld an mit dem Versprechen, die Aufnahme des Hauses in den Reichstag nach Kräften zu fördern.

Als zweite Stufe diente die Grafschaft Vaduz. Noch 1700 war ein Angebot von 290 000 Gulden erfolglos. Hans Adam konnte warten, und die Schulden derer von Hohenems stiegen weiter. 1712 wurden die 290 000 Gulden angenommen, der Kaiser bestätigte den Handel, und am 9. Juli huldigten die Leute von Vaduz ihrem neuen Herrn. 405 000 Gulden für die beiden kleinen Grafschaften war zuviel, sie mochten etwa sieben bis achttausend Gulden einbringen, einen Ertrag von rund zwei Prozent; aber das Ländchen barg einen Schatz, der dem Hause Liechtenstein teurer war als Geld: einen Brief aus dem Jahre 1396, in dem König Wenzel der Grafschaft Vaduz die Reichsunmittelbarkeit verlieh. Seither unterstand Vaduz nur noch Kaiser und Reich und keinem andern Landesherrn. Für den Herrn von Vaduz gab es grundsätzlich kein Hindernis mehr auf dem Wege ins Reichsfürstenkollegium, und tatsächlich wurde nach den nötigen Formalitäten am 15. Februar 1713 der Gesandte der Herren von Liechtenstein in Regensburg feierlich eingeführt. Das Ziel der Fürsten war erreicht.

Schließlich verlieh ein Geschenk des Kaisers diesem kostbaren Gut des Hauses bleibende Gültigkeit. Der regierende Fürst seit 1718, Anton Florian, fuhr an der Seite Erzherzog Karls nach Spanien. Karl wurde zum Kaiser gekrönt, und es war ein Ausdruck des kaiserlichen Wohlwollens, wenn er seinem Freund und Ratgeber die beiden Grafschaften Vaduz und Schellenberg zu einem neuen, einheitlichen Reichsfürstentum erhob. Als solches bekam es einen neuen Namen, und

Schloss Vaduz.
Die sogenannte
Treppenhalle

es war ebenso naheliegend wie ehrend, dem Land den Namen des hochangesehenen Fürstenhauses zu geben, welches seine Vereinigung bewirkt hatte.

Wie wenig hat diese Geschichte von der Geburt unseres Nachbarlandes mit der Geburtstagsgeschichte vom Rütli zu tun! Hier ein heiliger Akt namenloser Männer, die einen Ewigen Bund schwuren, und dort der Ehrgeiz eines ungewöhnlich einflußreichen und geldkräftigen Fürstenhauses. Aber dieses Fürstenhaus hat die Stürme von 1789 und 1848 unbeschadet überstanden, und es genießt noch heute das ungetrübte Ansehen und die Liebe seiner Leute. Freilich hat es seinem Volke längst eine Verfassung gegeben, und ein Landtag redet mit, wenn über die Geschicke des Fürstentums bestimmt wird. Aber noch immer erbt ein Fürst seine Rechte im Staat von seiner Familie, noch immer ist die Thronfolge vom Willen des Volkes völlig unabhängig. Die Monarchie lebt weiter, und nichts fehlt den Bürgern, ihr Vaterland zu achten und zu lieben wie wir Schweizer das unsere. Die beiden Länder können sogar auf ihre Grenzposten verzichten. Es scheint, als wäre die Staatsform gar nicht so wichtig, wie manche glauben. Wichtiger vielleicht ist das Bestehen als Kleinstaat. Ob so kleine Vaterländer noch weiter in eine eigene Zukunft schauen dürfen, stellt der, der sie lieben und schätzen kann, überhaupt nie in Frage; daß sie aber eine Aufgabe haben, hat ihnen Jakob Burckhardt gesagt: Der Kleinstaat ist vorhanden, damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne sind.